

„Wer kreativ ist, ist seine eigene Aktie“

Nach den Büchern von Peter Bursch haben Millionen Menschen Gitarre spielen gelernt, ohne Noten lesen zu können. Manche fragen ihn, ob man vom Musikmachen leben kann. Für ihn ist schon die Frage falsch

INTERVIEW: LEA HAMPEL
UND CHRISTIAN VOOREN

Er wird „Gitarrenlehrer der Nation“ genannt, seine Lehrbücher ohne Noten haben sich mehr als zwei Millionen Mal verkauft. Davon hat sich Peter Bursch unter anderem ein Reihenhaus in seiner Heimatstadt Duisburg geleistet – mit Gitarren am Fensterrahmen, einem Kühlschrank im Look eines Marshall-Lautsprechers und einem Garten mit Modelleisenbahn. Dorthin bittet er zum Gespräch und erzählt, warum er mit 70 nicht in Rente geht, was man als Straßenmusiker in Irland verdient und warum Helene Fischer zu einer Gitarrenausbildung gehört.

SZ: Herr Bursch, reden wir über Geld. Vor ein paar Jahren hat der Gitarrenbauer Martin ein Instrument mit Ihrem Namen rausgebracht. Als jemand, der das Musikmachen demokratisiert hat – fanden Sie 3000 Dollar den richtigen Preis?

Damit hatte ich kein Problem, weil die Instrumente mit jahrelanger Erfahrung handgebaut werden. Ich kaufe dort ja auch selbst Gitarren, die so viel kosten, und die finde ich toll.

Ihre erste Gitarre hat dagegen nur 20 Mark gekostet. Wie sind Sie überhaupt auf das Instrument gekommen?

Ich war bei den Pfadfindern und fand das irre, wenn die am Lagerfeuer spielten. Als ich sah, dass die Mädels das gut fanden, dachte ich: Das will ich auch. Später kam noch das Klavier hinzu.

Nicht gerade das günstigste Instrument. Aber das war gebraucht und ich habe dafür gearbeitet. Ich habe den Dickelsbach, der durch Duisburg geht, in den Ferien ausgemistet. In einem Gummianzug habe ich sechs Wochen lang alles, was darin schwamm, ans Ufer geschmissen. Das hat so 600 Mark gebracht.

Als Sie zur Gitarre gewechselt sind, haben Sie gemerkt: Das ist mein Instrument?

Das war allerdings hart. Mir rissen dauernd die Saiten, weil ich keine Ahnung hatte, wie man sie stimmt. Ich hatte nie einen Gitarrenlehrer – es gab nur klassischen Unterricht. Ich wollte unbedingt so sein wie Elvis. Ich hab sogar versucht, so eine Locke hinzukriegen, war den Beatles aber näher mit ihrem Haarschnitt. Seit ich 16 bin, lasse ich die Haare wachsen. Das gab Ärger zu Hause. Ich bin auch früh getrampt, habe in England, Frankreich, Irland, sogar in San Francisco auf der Straße gespielt.

„Wenn man Musik macht, geht man nicht in Rente. Man stirbt eventuell auf der Bühne.“

Gegen Geld?

Ja klar. Ich war immer knapp bei Kasse. Etwa 100 D-Mark für ein, zwei Stunden. Man durfte nicht so lange spielen, sonst kam die Polizei. In Südfrankreich wollten die anderen Musiker einen nicht spielen lassen, wenn sie hörten, dass man eventuell besser war. In Irland war es einfacher, da gab es nie Kontrollen, weil viele Iren auf der Straße gespielt haben.

Es war der Anfang von mittlerweile fünf Jahrzehnten im Musikgeschäft. Sie haben eigentlich Geodäsie studiert. Warum?

Mein Vater war Elektriker, meine Mutter Schuhverkäuferin, mein älterer Bruder hat als Ingenieur bei Siemens gearbeitet. Ich sollte auch in die Richtung gehen. Leider sind sie so früh gestorben, dass sie den Erfolg mit der Musik nicht mehr mitbekommen haben. Aber zum Glück haben sie erlebt, wie ich mein Studium abgeschlossen habe. Mein Diplom hing im Wohnzimmer. **Warum war das wichtig?**

Ich hätte es unfair gefunden hinzuschmeißen. Meine Eltern haben sich krumm gearbeitet, um das zu finanzieren.

Anfangs wollten die nicht, dass Sie studieren.

Das konnten sie sich nicht vorstellen. Mein Vater hatte mich im Bergbau angemeldet, für die Vermessungstechnikerlehre, weil ich gut zeichnen konnte und gut in Mathe war. Ich war mit 14 unter Tage – zum Glück



FOTO: IMAGO/REICHWEIN

REDEN WIR ÜBER GELD MIT PETER BURSCH

ging das Unternehmen pleite, ich kam ins Büro.

Mit 18 gründeten Sie mit der Band eine Kommune. Wie haben Sie Gelddinge geregelt?

Es war schnell klar, wir können von der Musik leben. Wir haben auf Schulveranstaltungen gespielt, Konzerte organisiert, immer mehr Leute hatten Interesse. Wir haben immer alles aufgeteilt. Wenn es 1000 Mark gab, bekam jeder das gleiche Taschengeld, der Rest ging in die Gruppenkasse. Wie wir das machten, mussten wir mühsam lernen. Wir waren alle 17, 18 und fingen an quasi eine Firma aufzubauen. **Und so manches ging schief.**

Ja. Die großen Plattenfirmen hatten an dem, was wir spielten, kein Interesse. Aber wir waren kein halbes Jahr zusammen, da hat uns eine kleine Firma einen Vertrag angeboten, bei denen waren unter anderen die Vorläufer von Kraftwerk, Amon Düül, Guru Guru und so weiter. Erst als wir mit Musikern gesprochen haben, die woanders unter Vertrag waren, haben wir gemerkt: Wir sind alle abgezogen worden, bekamen nur Pfennigbeträge. Agenturen, Management – das gab es eben alles nicht. **Nach sechs Jahren brach die Kommune auseinander. Warum?** Einige wollten nach Indien, den Buddhismus kennenlernen, ins Ashram gehen. Wir hatten 1972 unsere Tochter bekommen und wollten mit einem kleinen Kind nicht durch Iran und Pakistan.

Wie war das Leben ohne Band für Sie?

Ich fühlte mich ängstlich, man verliert seine Familie. Erst nach zwei Jahren hatte ich wieder eine Band zusammen.

Wovon haben Sie währenddessen gelebt? Ich habe Gitarrenunterricht gegeben. Dann kam ein Schulleiter und sagte: Wir brauchen einen Musik- und Mathelehrer. **Sie haben angenommen. Aus Sicherheitsgründen?**

Ja, ich habe mich verantwortlich gefühlt, dass Geld für die Familie reinkam. Der Schulleiter wollte mich halten und bot mir an, mich zu verbeamen. Ich war 25. Für mich war es unvorstellbar, dass ich schon weiß, was ich mit 65 mache. Da habe ich

gekündigt. Meine Frau fand das nicht so gut, weil wir heute keine Rente haben.

Haben Sie überhaupt keine Altersvorsorge?

Wir haben später Häuser gekauft.

Häuser?

Meine Musik und alles, was ich sonst gemacht habe, haben das ermöglicht. Die Hoffnung war, dass die abgezahlt sind, wenn wir 70 sind. Jetzt merken wir, es fehlen hier und da noch 50 000 oder 100 000 Euro. Auch mit Schiffsfonds haben wir Geld verloren. Aber ich bin nicht verzweifelt, sondern habe neue Ideen entwickelt. **Sie sind ein Optimist.**

Wer kreativ ist, ist seine eigene Aktie. Ich kann immer neue Ideen entwickeln und davon leben.

Aber Sie müssen ewig weiterarbeiten.

Wenn man Musik macht, geht man nicht in Rente. Man stirbt eventuell auf der Bühne. Klar, mit 70 tourt man anders als mit 30, wir hatten schon Alkoholverbot auf Tour, sonst hält man keine 150 Konzerte im Jahr durch. Aber mehr als mal ein Bierchen oder ein Joint ist nicht drin.

Livemusiker, Lehrer, Buchautor – eine Mischkalkulation. War das so geplant?

Es hat sich ergeben. Wenn wir nicht mit Bröselmaschine auf Tour waren, habe ich Unterricht an der Volkshochschule gegeben. Dort gab es damals noch einen Lehrer, der sehr klassisch unterrichtete, nach Noten. Ich fing mit Stücken von Bob Dylan und den Beatles an. Nach drei Monaten hatte der arme Kerl keine Schüler mehr. Die waren alle bei mir. Aber an vielen städtischen Musikschulen herrscht immer noch die Auffassung, man müsse Noten lesen, bevor man Musik macht. Totaler Quatsch!

Wie entstand Ihr Gitarrenbuch?

Ich habe statt Noten immer Griffe an die Tafel gemalt. Und die Schüler waren zu faul, das abzuschreiben. Sie haben mich zu einem Heft überredet. Der Deal war, dass sie mir halfen. Ich brauchte 30 Leute, die am Wochenende heften und sortieren. Ich hab mich an die Schreibmaschine gesetzt, 60 Seiten getippt, ein paar lustige Texte geschrieben und die Comics gemalt. Das Heft wurde dann dauernd kopiert. **Aber Sie haben keinen Verlag gefunden.**

Zuerst habe ich es beim Schott-Verlag in Mainz versucht. Der Leiter fand ein Konzept ohne Noten unter seinem Niveau. Er war jahrelang Chef der Gema, und jedes Mal, wenn wir uns auf einer Musikmesse treffen, schlägt er die Hände vors Gesicht.

Letztlich landeten Sie bei Voggenreiter.

Der Verlagschef war politisch engagiert, hatte Hannes Wader und Reinhard May unter Vertrag, wir begegneten uns oft auf Festivals. Nach einigen Monaten sagte er: Du nervst mit deiner Idee, wir machen 1000 Stück. Die waren in wenigen Tagen vergriffen. Dass es ein Erfolg war, wurde mir so nach einem Jahr klar: Da wollte der Verlag, dass ich Band 2 mache.

Wie viele Exemplare haben Sie verkauft?

Alle zusammengenommen, etwas mehr als zwei Millionen. Ich habe bestimmt 20 verschiedene Bücher geschrieben – Gitarrenschulen, Songbooks, zum Teil für andere Verlage, weil ich etwa ein Beatles-Buch machen wollte und Voggenreiter die Rechte nicht bekam.

„Die Firmen verdienen Milliarden mit den Ideen der Musiker. Eine Schweinerei.“

Haben Sie bei jedem Ihrer Bücher bessere Verträge ausgehandelt?

Einige Punkte haben sich geändert mit der Zeit. Aber ich war beim ersten Buch schon cleverer, hatte aus den Erfahrungen mit Plattenverträgen gelernt und einen guten Prozentsatz ausgehandelt. Man muss das in Relation sehen. Die Leute meinen manchmal, ich sei mehrfacher Millionär. Die Bücher sind 1975 erschienen. Nehmen wir an, daran habe ich zwei Millionen verdient, das sind pro Jahr 50 000 Euro. Es ist im Allgemeinen schwer, von solchen Büchern zu leben. Ich aktualisiere meine auch dauernd.

Helene Fischers „Atemlos“ ist auch drin. Der Ausverkauf Ihrer Musikerseele?

Die Schüler wollten es unbedingt lernen. Ich musste es schon 100 Mal im Unterricht zeigen. Die Songs sind ja nur Mittel zum Zweck.

Die Nachfrage bestimmt das Angebot?

So ungefähr. Es gibt aber Klassiker, die darfst du nicht anrühren. Blowin' in the Wind, Knockin' on Heaven's Door. Die Lieder müssen leicht zu spielen sein, möglichst nur zwei, drei Akkorde.

Ihre Bücher machen Musik zugänglich für viele. Haben auch Spotify etc. Musikmachen und -hören vereinfacht?

Für den Konsumenten ist es leichter geworden. Für Musiker schwieriger. Für die letzte Platte von Bröselmaschine bekommen wir bei Spotify so wenig, das bemerken wir gar nicht. Die Firmen verdienen Milliarden mit den Ideen der Musiker. Das ist eine Schweinerei.

Auch für Bücher wird es nicht einfacher. Gitarre kann man per App lernen. Werden Sie überflüssig?

Leider sind die Inhalte meist nicht gut gemacht. Da kommt kein Spaß rüber. Aus dem Internet zu lernen hält keiner lange durch. Das bekomme ich als Feedback von meinen Schülern und habe deshalb selbst schon über Konzepte nachgedacht. Bisher habe ich nur Ideen, die sehr teuer in der Umsetzung sind.

Sie geben auch Workshops. Geht der Spaß verloren, wenn Sie zum 10 000. Mal „Heute hier, morgen dort“ vorspielen?

Unterrichten ist Teil meines Lebens, am liebsten Gruppen. Das macht mehr Spaß, als wenn ich einem Schüler immer das Gleiche zeige und er nicht übt und ich es ihm eine Woche später noch mal zeigen muss. Ätzend. Was wirklich nervt, ist die Organisation für Konzerte mit Band. Viele Stunden Arbeit für zwei Stunden Auftritt. Das sollte jeder wissen, der Musiker werden will.

Würden Sie jungen Menschen heute noch raten, Musiker zu werden?

Manche wollen wissen, ob man davon leben kann. Das ist schon die falsche Frage. Entweder du machst Musik oder du suchst dir einen anderen Job. Viele, die zehnmal besser Gitarre spielen als ich, sitzen zu Hause und warten, dass jemand anruft. Es gehört mehr dazu, als nur zu spielen. Man muss eine Idee haben, daran glauben und die Kraft aufbringen, sie umzusetzen. Du kannst Unterricht geben, Filmmusik komponieren, in Coverbands spielen. Die Branche ist breit geworden.